

Liebe Gemeinde!

Himmelfahrt ist gewesen. Die Osterkerze ist verloschen. Jesus ist nicht mehr da. Die Jünger sind vom Berg herabgestiegen, wieder mitten hinein in den normalen, in ihren gewöhnlichen Alltag. Was bleibt ihnen zu denken nach der intensiven Gemeinschaftszeit mit dem Auferstandenen? 40 Tage lang! Die Orientierung fällt schwer, so ohne Jesus. Bleibt ihnen lediglich die Erinnerung an seine Worte? Das ist wenig, kein Ersatz für die Präsenz des Auferstandenen. „Wo Gott, der Herr, nicht bei uns hält“, wie wir es eben hörten – ist das ein sicherer Weg? Vielleicht sollten die Jünger ihrem Verstand vertrauen, sollten ihr eigenes Licht leuchten lassen, wie es manche Philosophie und Wissenschaft nahelegen. Vernunft contra Glauben, List anstelle von Vertrauen – dieses Gegenüber hat den Reformator der Stadt Halle, Justus Jonas, bei seiner Liednachdichtung zum 124. Psalm beschäftigt. In gleicher Weise erschien es Johann Sebastian Bach als ein Problem seiner Zeit. Darum machte er das Jonassche Lied zur Grundlage einer Kantate. Und wir heute, sind wir weiter gekommen in der Frage nach dem, was uns bestimmt: Glauben oder Wissen, Skepsis oder Zutrauen? Der heutige Sonntag thematisiert die Lücke in unserer Gewissheit, er schreit es mit seinem Namen in den Himmel hinauf: „Exaudi, Domine, vocem meam ... miserere mei et exaudi me. Herr, höre meine Stimme ... sei mir gnädig und erhöre mich!“ Das Rufen des suchenden, des gleichzeitig hoffenden Menschen. Das Rufen eines Jüngers zwischen Himmelfahrt und Pfingsten. Was ihm fehlt, ist virulent: eine Hilfe, eine Kraft, der Schlüssel für die Zukunft, ein Brückenschlag über den Abgrund von Unsicherheit und Zweifel. Schlägt Paulus im Römerbrief diesen Bogen, den wir brauchen? Wir hörten die Lesung. Ich gebe den Text noch einmal in einer eigenen Übertragung wieder:

*Der Geist Gottes nimmt sich unserer Schwachheit an. Was wir beten sollen – wir wissen es nicht. Aber der Geist springt mit seinem Wort für uns ein; er klagt und seufzt. Und der die Herzen erforscht, kennt den Sinn des Geistes.*

*Wir wissen: denen, die Gott lieben, lässt er alles gut werden. Dazu hat er sie berufen. Die Gott erkannte, die bestimmte er dazu, dem Bild seines Sohnes zu gleichen (er wurde der Erstgeborene unter vielen!). Die er bestimmte, die berief er auch, und die er berief, die erklärte er für gerecht. Die er aber gerecht erklärte, die bekamen Teil an seiner Herrlichkeit.*

Dieser Tage ist viel zu lesen und zu hören von dem Geschehen vor 100 Jahren. 1914, der erste Weltkrieg begann, die damalige bürgerliche Welt brach in den Kriegsjahren zusammen. Der Optimismus des „weiter so“, des „immer mehr“ und der schier grenzenlosen Möglichkeiten für den Einzelnen und für die Völker stellte sich als fataler Irrtum heraus. Verunsichert blieb die Welt zurück. In jenen Tagen schrieb ein junger Pastor einen Kommentar zum Römerbrief des Apostels Paulus. Er erregte großes Aufsehen, weil er die verstörte Stimmung genau einfing. Zudem formulierte er Gott und seinen Willen als fremd und ganz anders, konträr zu allem menschlichen Denken, Wünschen oder Machen. Der Pastor hieß Karl Barth. Er wurde zu einem der führenden Theologen des vergangenen Jahrhunderts. Zu unserem heutigen Textabschnitt führte er zum Beispiel aus: Ihr wundert Euch, dass Gottes Geist unserer Schwachheit zuvorkommt? Das muss so sein: „Der Geist handelt in eigener Sache und geht seinen eigenen Weg. Nicht *wir* haben *ihn*, sondern *er* hat *uns*. Er ist *zuerst* da, und kommt unserer Schwachheit *zuvor*.“ Darum ist der Geist auch der Motor allen Betens. Wir Menschen können nicht wissen, wie zu beten ist: „*Wir* wissen *nicht!* Jenseits von diesem *Wir nicht* liegt die Realität des Umgangs des Menschen mit Gott“ – Der Mensch kann von sich aus nichts bieten. Er ist nichts. Darum formuliert Barth dann zu diesem schwierigen Satz, dass denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen: „Es gibt, ernsthaft verstanden, keine ‚Christen‘. Es gibt nur die ewige, für alle gleich zugängliche und unzugängliche *Gelegenheit*, Christen zu *werden*. Immer und überall steht dem Menschen in dieser Welt Gott selbst als Gott *gegenüber*. *Gott* ist’s, der den Menschen zuerst geliebt hat, der den Abgrund zu seiner Rechten und den Abgrund zu seiner Linken aufreißt und ihm so jede Möglichkeit nimmt außer der einen, ihn wieder zu lieben ...“ Dieser schwache, unfähige, sündige Mensch wird dann aber derjenige, der von Gott berufen, erkannt, gerechtfertigt und verherrlicht wird – Dialektik des Lebens, dialektische Theologie! Wäre sie auch etwas, was wir 100 Jahre später in unserer Verängstigung und in aller Demut nötig hätten: bei unseren Konflikten in Syrien oder in der Ukraine, bei dem Gerangel in der EU um

Gemeinsamkeit oder Eigenständigkeit, oder in der Auseinandersetzung um den Schutz der Privatsphäre, gehe es nun um Promis oder um das kleine Menschlein Irgendwer im Internet? Wir wissen nicht, und wir sind so wenig – Mensch, begreife deine Kleinheit und ebenso die Größe und Fremdheit Gottes! Aber: wir haben Wert und Würde einzig durch die Beziehung, die Gott zu uns in Jesus Christus begründet hat. Insofern lässt Gott denen, die ihn lieben, alles gut werden. Leben ist nicht verloren oder aussichtslos. Also doch „Wo Gott, der Herr, nicht bei uns hält“ – ER muss es richten, ER soll sie dämpfen, die wilden Meereswellen, Er allein kann den Feinden wehren? Und aus diesem Glauben heraus rufen wir: Exaudi, Domine, vocem meam!

Viele von uns kennen sie, die Bach-Motette zu den ersten beiden Versen des heutigen Predigttextes: „Der Geist hilft unserer Schwachheit auf“. Und dann erheben sich die beiden Chöre zu einer beschwingten Begeisterung. Der Geist ist in der Tat etwas Besonderes. Ich möchte sagen, er ist die Kommunikation Gottes mit denen, die ihm vertrauen. Er ist ebenso das Bindemittel, das die Gemeinde zusammen hält. Er ist gleichfalls die Gewissheit, dass unser Leben zu einem guten Ende kommen wird – denken Sie an den dritten Artikel des Glaubensbekenntnisses. Ich denke an – nennen wir ihn einmal: Manfred. Ich kenne ihn schon einige Zeit. Er ist ein Mann, der es in seinem Leben, würde er sagen, zu etwas gebracht hat. Vor allem: er hat gelebt, identisch mit sich selbst, anerkannt von anderen, unverbogen, selbstbewusst, manchmal eckig, auch hart. So könnte es eigentlich noch gut weiter gehen, wäre da nicht seine Krankheit, ein Krebs, der wächst und wuchert und absehbar zum Ende führt. Wir können offen darüber reden. Nichts wird verschwiegen, nichts beschönigt. Auch die Familie weiß Bescheid. Von der Kirche hält Manfred nichts. Zuviel Negatives und sogar Missbrauch hat er erfahren. Er war als Jugendlicher zeitweise in einem Erziehungsheim. Aber: Gott bedeutet ihm etwas. Und deshalb ist es nicht verwunderlich, dass er seit einiger Zeit fragt: Können wir beten? Und das tun wir dann: Exaudi me. Wir beten, weil sonst nichts zu tun ist. Wir beten, weil man im Geist des Gebets verbunden ist, im Zweifeln wie im Hoffen. Wir beten, um dem Geist Gottes Raum zu geben: dass er komme und erlöse, dass er rechtfertige und verherrliche. Fremd und von außen bleibt er, ganz anders als wir. Er steht uns nicht zur Verfügung. Aber – uns auf Pfingsten freuen, das dürfen wir! Amen.